Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 28 (1972)
Heft: 5

Artikel: Probleme der Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz
Autor: Teucher, Eugen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421074

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

28. Jahrgang 1972
Heft 5
Herausgegeben
vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein

Sprach Spiegel

Probleme der Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz

Im Jahre 1932 stellte der Berner Philologe Heinrich Baumgartner seine zwölf Forderungen zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Schweiz auf. Sie sind noch heute gültig, wie die 95 Thesen Martin Luthers für den Protestanten gültig sind. Nun, zwölf Thesen zur Aussprache sind nur der achte Teil der Wittenberger Thesen; man sollte also meinen, daß sie um so leichter zu merken seien. Aber o weh! Da kämen wir schön an! Wenn wir nochmals Luther zitieren dürfen: Er hat gesagt, man müsse dem Volk (er meinte damit nicht den Pöbel) aufs Maul schauen, um zu erkennen, was rechtes Deutsch sei. Da haben sich die Zeiten gründlich geändert! Wenn wir heute in der Schweiz dem Volk aufs Maul schauen wollten, um zu erfahren, was gutes Hochdeutsch sei, so hätten wir den Bock zum Gärtner gemacht. Zum Glück sind wir mit der schlechten Aussprache nicht allein; das ist zwar ein schlechter Trost! Da wäre etwa Tirol! Der deutsche Schriftsteller Horst Wolfram Geißler macht sich in seinem Roman „Mädchen im Schnee", der den Wintersport zum Vorwurf hat, über die Aussprache des einheimischen Skilehrers lustig, indem er ihn sagen läßt: „Hockche, Hockche!"

Es gibt nun eine Anzahl Schweizer, die sich zu den Gebildeten zählen und die der Auffassung sind, daß man sich unter Landsleuten ganz selbstverständlich in solchen Kehllauten unterhalten dürfe, wenn man beispielsweise einen hochdeutschen Text zitiert. Das Dumme daran ist nur, daß man dann, wenn die Unterhaltung mit Ausländern weitergeht, ganz vergißt, daß es noch ein besseres Hochdeutsch gibt. Berüchtigt ist dabei das militärische Hochdeutsch gewisser Obersten vor der Truppe, welche Obersten dann, wenn sie als Militärattachés oder in ausländischer Mission abkommandiert werden, von ihrem liebgewordenen militärischen Hochdeutsch nicht mehr loskommen — und sich dann gräßlich blamieren. Mag sein, daß sie es nicht einmal merken!

Kommen wir auf unsere zwölf Forderungen zurück. Sie stellen eine sehr maß- und taktvolle Auswahl und Anpassung der Regeln und Vorschriften des um die Jahrhundertwende herausgekommenen Buches von Theodor Siebs „Deutsche Bühnensprache" dar. Was heißt das? Und wie kommt man zu diesem Ausdruck?
Die Bühnensprache, also die Sprache, die man auf dem Theater spricht, ist die einzige akzentfreie, reine deutsche Hochsprache. Das gilt ungefähr seit dem Zeitalter Goethes. Goethe hat selbst umfangreiche Regeln für Schauspieler geschrieben. Die Aussprache fast aller deutschen Landschaften und ganz besonders der deutschen Schweiz ist nicht akzentfrei. Das gilt für Personen, die ein annehmbares Deutsch, nicht etwa einen Dialekt oder eine Beimischung von Dialektischem, sprechen. Man sagt, daß die Bewohner der Gegend um Hannover ein Deutsch sprechen, das der Bühnenaussprache am nächsten komme. Das Buch von Theodor Siebs, kurz „der Siebs" genannt, trägt in der Auflage von 1922 den Untertitel „Hochsprache", seit 1957 lediglich den Titel „Deutsche Hochsprache", der von 1969 an einfach „Deutsche Aussprache" lautet; denn für sprachlich wenig interessierte Leser könnte man heutzutage mit dem ersten Titel, wie man so sagt, keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken.
Die Schweizer sind, als Ganzes betrachtet, gegenüber der Hochsprache mißtrauisch, oft sogar feindlich eingestellt. Eine reine, akzentfreie Hochsprache zu erwerben, ist ihnen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, zu denen etwa der Nahost- und Spanienberichterstatter des Schweizer Radios, Dr. Arnold Hottinger, zu zählen ist, nur durch ein langes Bühnenstudium möglich. Das wollen wir aber, von den Schauspielern abgesehen, gar nicht. Auch in Deutschland ist seit einiger Zeit die Auffassung durchgedrungen, daß jede Landschaft der deutschen Sprache das Recht auf eigene Färbung habe, daß man das Schwäbische, Sächsische, Schlesische, Berlinerische und natürlich auch das Schweizerische sehr wohl heraushören dürfe, ohne daß die Ausspracheregeln verletzt würden. Allerdings gilt das nur bis zu einem gewissen Grade. Bei diesen Färbungen geht es weniger um die Verletzungen der Gesetze der Aussprache, die nun einmal da und anerkannt sind, als um die Sprachmelodie, um den Tonfall der Sprache. Darüber gibt es bei dem bereits erwähnten Horst Wolfram Geißler einen Abschnitt in seinem Roman „Sternsaphir". Es handelt sich um eine berühmte Sängerin, die aber gewissermaßen inkognito auftritt. Ihr Partner macht sich folgende Gedanken über ihre Sprache:
„Schweizerin, ohne Zweifel. Sie sprach einwandfrei hochdeutsch; aber die Schweizer haben, vielleicht durch die welsche Nachbarschaft, eine andere Sprachmelodie als wir; sie lassen den Ton am

Satzende gern ansteigen; darin liegt für uns etwas Fragendes, beinah Erstauntes, ich weiß nicht, ein hübscher Klang, zumal bei Frauen."

Das aber sind Erscheinungen auf der Höhe der Sprechkultur. Sie lassen sich nicht vergleichen mit den groben, rudimentären Verletzungen der Aussprachegesetze, die wir in unserm Lande antreffen. Wie könnte man etwa die wunderbaren Verse Carl Spittelers von einem andern sprechen lassen als von dem, der, wenn auch nicht Berufsschauspieler oder -sprecher, so doch tüchtig an seiner Aussprachekunst gearbeitet hat. Man spreche etwa die Verse:

„Mein lieber Sohn, lächelte Jupiter,
Halbgöttisch auf den Pharaonenschenkeln
Im Thron sich wiegen und die niedre Welt
sich ferne halten kann ein jeder Krönling.
Allein im Knechtsgewand in Augias' Stall,
Unterm Gesind, verlacht, beschmutzt, mißachtet,
Dennoch die Heldenstirne hart und rein
Mit ungebeugtem Haupte hoch erheben —
Das können andere nicht; drum spart ich's dir."

Es wäre geradezu eine Entweihung der herrlichen Sprache Spittelers, wenn man ein solches Juwel mit einer übelklingenden Aussprache lesen würde. Freilich sind solche Gedanken fremd in unserer Zeit; denn unsere Zeit beherrscht die Häßlichkeit, und viel Schönes findet man weder in der Dichtung noch in der Malerei und Plastik, noch in der Musik. Ich nenne das „le culte du laid"; im Französischen klingt es weniger verbittert.

Und zur Häßlichkeit gehören auch die Ausspracheschlamperei und Sprechfaulheit, die Heinrich Baumgartner als ersten Angriffspunkt seiner Forderungen nimmt. Es sind vor allem die Angleichungen beim Zusammenstoß ungleicher Konsonanten, die zu dieser Schlamperei führen: Stapfpfarrer für Stadtpfarrer, Lampfarrer für Landpfarrer, Langkarte für Landkarte. „Jedem Laut ist der ihm zukommende Wert zu geben", heißt es weiter in der ersten Forderung, und „die mundartliche Färbung der Vokale ist zu vermeiden. In den vorhin erwähnten „Regeln für Schauspieler" sagt Goethe, man müsse darauf achtgeben, das *w* und *b* auseinanderzuhalten, und bringt das Beispiel „Leben für Leben", nicht „Lewen für Lewen". Das war für den Frankfurter Goethe wichtig.

Bei der Aussprache von *st* und *sp* im Innern eines Wortes ist der schweizerische Förschter oder Forschtmeischter ebenso falsch wie der hamburgische s-pitze S-tein. Am deutlichsten wird der Schweizer an der Aussprache von *k* und *ch* erkannt. Diesem Problem sind die Forderungen 3 und 4 gewidmet. Ein Sonderfall

davon ist die korrekte Aussprache des *ch* nach *l, m, n* und *r,* ganz besonders nach dem *n,* was von vielen Schweizern, die sonst ein recht annehmbares Deutsch sprechen, vernachlässigt wird; die meisten bilden aus dem *n* einen Nasallaut *ng* und hängen dann ein *ch* mit der *k*-Aussprache an, also manchmal wie „mangkmal" oder München wie „Müngken". Mir hat einmal eine norddeutsche Dame gesagt, die bayrischen Bauern sagten Minka für München. Das klingt für norddeutsche Ohren so. In Wirklichkeit sprechen sie das Wort wie die Schweizer aus, nämlich mit dem Nasallaut *ng.*

Und dann das bei uns ewig unverbesserliche *ch,* das heißt der Ach-Laut für den Ich-Laut! Aber auch das Umgekehrte kommt vor. Im Zürcher Hauptbahnhof spricht eine Ansagerin im Lautsprecher die Wörter „Achtung" oder „acht Uhr" mit einem hybriden Ich-Laut. Das wirkt natürlich wie eine besonders laut gesprochene Lächerlichkeit.

Gegen die Forderung 5, daß das *h* im Inlaut zwischen Selbstlauten nicht gesprochen werden soll, wird in der schweizerischen Hochsprache viel gesündigt. Da hört man E-h-emann, ge-h-en, Hö-h-e, Lei-h-en und viele andere Wörter. Viel Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten bieten die Vokabeln „wert", „Pferd", „Schwert", „überquert", sowie der männliche Artikel „der". Uns Schweizern fällt es unendlich schwer, den gewohnten ä-Laut zu verlassen und einen geschlossenen e-Laut zu sprechen.

Fast unüberwindliche Schwierigkeiten birgt für uns Schweizer die stimmhafte Aussprache des *s* am Anfang eines Wortes und im Inlaut zwischen zwei Vokalen sowie zwischen *l, m, n* und *r* einerseits und einem Vokal anderseits. Aber daran ist nicht zu rütteln, daß Sonne, Sohn, Samen, Sein und sein, Rasen, Rose, Hosen, Mörser, Balsam, Amsel und Linse mit einem stimmhaften *s* gesprochen werden müssen.

Das sind die wichtigsten Punkte aus den zwölf Forderungen zur Aussprache des Schriftdeutschen. Weil wir uns mit dieser Aussprache so plagen müssen, weil, wie Fritz Schäuffele in seinem wertvollen Büchlein „Deutsch, Dütsch und andere schwere Sprachen" (Francke-Verlag) sogar behauptet, unser Mundraum, unsere Kieferstellung und unser Atmungsrhythmus von andern Völkern verschieden seien, konnte sich die unsinnige Behauptung vielerorts durchsetzen, das Hochdeutsche sei für uns eine Fremdsprache. Man darf sogar sagen, daß in vielen Fällen diese Behauptung eine von Mundartfanatikern gelenkte Manipulation sei. Auch nach der Auffassung des Soziolinguisten Walter Schenker, die wir in Heft 3 des „Sprachspiegels" veröffentlicht hatten, ist die Mundart keine Sprache, sondern eine Sprachform. Aber noch eine andere soziolinguistische Betrachtung drängt sich

auf. Das Kind lernt die Mundart von seiner Mutter; die Hochsprache sollte es von dem Lehrer lernen. Wie soll das aber geschehen, wenn diese Primarlehrer oft ein schauderhaftes Deutsch sprechen, ja wenn sogar die Lehrer dieser Primarlehrer sehr oft ein gar nicht vorbildliches Deutsch an ihre Zöglinge weitergeben? Es ist die große, unverzeihliche Schuld von Seminarlehrern, wenn weitherum ein schlechtes Deutsch gesprochen wird. Man darf im Ausland, besonders in Deutschland, ruhig und gerne den Schweizer aus unserer Rede heraushören; aber man soll aus unserm schlechten Deutsch nicht auch den Schweizer Knoten erkennen.

Nur eine Sprachform des Neuhochdeutschen wollen und sollen wir nicht lernen: das zackige, in vielen Fällen nördlich der Mainlinie gesprochene Hochdeutsch, das, wo immer und von wem es auch gesprochen wird, unsern ehrlichen Widerwillen erregt. Nur eine Form dieses „Ruck-Zuck" lassen wir uns gefallen, die Selbstironisierung, die der Schauspieler Hubert von Meyerinck in zahlreichen ihm auf den Leib geschnittenen Rollen gestaltet hat.

Daß wir unter uns selbstverständlich die Mundart sprechen: das ist keine Bildungsfrage. Das haben wir schon zur Genüge betont. Aber ein gutes oder ein schlechtes Hochdeutsch sprechen, *das* ist eine Bildungsfrage, und zwar eine berechtigte. Hier scheiden sich die Geister.

Eugen Teucher

Hochdeutsch bei Beromünster

Unser Dialekt ist definitionsgemäß keine „Sprache", weil er keine eigene Literatur hat. Unsere Schriftsteller Keller, Meyer, Gotthelf und Spitteler haben hochdeutsch geschrieben. Also: für den Hausgebrauch unsere Mundarten, für Literatur, Presse und Radio die gemeindeutsche Sprache.

Jede Sprache hat dort, wo sie zu Hause ist, ihren besonderen Klang, der so charakteristisch ist, daß wir die Sprache meist erkennen, auch wenn wir sie nicht verstehen. Wir merken, daß einer holländisch, schwedisch, russisch, griechisch redet, auch wenn uns kein Wort verständlich ist. Wer eine Sprache neu erlernen will, gibt sich Mühe, in der Aussprache diesen spezifischen Klang so gut wie möglich nachzuahmen, also ein möglichst akzentfreies Französisch, Englisch, Griechisch oder was immer zu sprechen. Ob es ihm gelingt, ist eine Frage des Sprachgehörs.